

Prof. „Errorman“ und die nichtchristlichen Quellen

1. Zu Bart Ehrmans Buch: „Did Jesus exist?“

Der Aufhänger des Buches ist der folgende: Bart D. Ehrman, PhD, Distinguished Professor der University of North Carolina at Chapel Hill, wollte eigentlich ein ganz anderes, wichtigeres Werk schreiben, darüber nämlich, wie aus einem jüdischen Endzeitpropheten namens Jesus ein göttliches Wesen bzw. Gott wurde. Doch dann wurde er durch einige Emails aufgeschreckt. Er sah sich plötzlich in Anspruch genommen durch eine Szene, die ihm bis dato offenbar unbekannt war: Mythizisten, die sich für ihre Behauptung, es habe keinen Jesus gegeben, auf seine Autorität beriefen! Anlass und Grund genug für einen gewissenhaften „New Testament scholar“, die Sache näher in Augenschein zu nehmen.

Obwohl Ehrman bis dahin schon „tausende von Büchern über Jesus auf Englisch und in anderen europäischen Sprachen, das Neue Testament und die frühe Christenheit“ gelesen hatte, war er „wie die meisten Kollegen komplett ahnungslos über das Ausmaß der skeptischen Literatur [zu diesem Thema]“ (S. 2). Für einen Theologieprofessor und Bibelwissenschaftler, der auf dem Laufenden sein sollte und im täglichen Gespräch mit seinen Studenten ist, ist diese lange Phase der Unwissenheit erstaunlich genug, zumal die Frage nach der historischen Existenz des Mannes aus Nazareth in der Masse der Jesus-Literatur, die er gelesen hat, immer wieder einmal vorgekommen sein muss. Zum Beispiel in der von Ehrman häufig zitierten „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ von Albert Schweitzer, in der es auf vielen hundert Buchseiten um eben dieses Thema geht. Dieses Buch und andere hätten Ehrmans grenzenlose Überraschung zumindest zügeln und ihm zeigen müssen, dass die Fragestellung „Did Jesus exist?“ keine ganz aus der Luft gegriffene ist und die neutestamentliche Forschung periodenweise immer wieder beschäftigt hat. Sie steht überdies nicht erst seit gestern auf der Tagesordnung jener amerikanischen „Humanisten“, die seine Bücher lasen und mit denen er sich nach eigener Aussage seit langem in Kontakt befand.

Doch es soll wohl nicht alles so ganz wörtlich genommen werden, was Ehrman schreibt. Daran und an andere Widersprüche muss sich der Leser seines im lockeren Plauderton verfassten Buches überhaupt gewöhnen. Letzteres ist nicht als versteckte Kritik gemeint: Für die gute Lesbarkeit sollte man dankbar sein, zumal sie deutschen Lesern mit „mittelprächtigen“ Englischkenntnissen viel Nachschlagearbeit im Wörterbuch erspart. Dass die lockere Darstellung und einfache Sprache immer wieder in pure Oberflächlichkeit umschlägt ist freilich die Kehrseite, auf die wir noch zu sprechen kommen müssen.

Statt sogleich durch neue Perspektiven und sachliche Auseinandersetzung mit den Thesen der Mythizisten zu glänzen, beschäftigt sich Ehrman auf mehreren Seiten erst einmal mit den Mythizisten und – immer wieder gern – mit sich selber. Ehrman über Ehrman – ein weites Feld... Der Professor ist um klare Abgrenzung bemüht:

Dort die „breed“ (so in der Tat Ehrman in einem Interview) der Mythizisten, eine Schattenöffentlichkeit, die das Licht scheut, und in den weltweiten Kanälen des Netzes dunkle Verschwörungstheorien ausheckt. Abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen, weder durch akademischen Grad noch Titel dazu legitimiert, einen sinnvollen Beitrag zu den schwierigen historischen und religionsgeschichtlichen Problemen, mit denen sich Professor Ehrman und Seinesgleichen seit Jahrzehnten an vorderster Front der Wissenschaft herumschlagen, zu leisten. Dazu laut, forsch und aggressiv im Auftreten, Feinde der Religion, Atheisten, und durch Halbwissen, Dummheit und Irrtum von Klippe zu Klippe geworfen. Avanti Dilettanti!

Hier der „New testament scholar“, im vollen Glanz seiner akademischen Titel, Ehrungen und Preise, im Kreise seiner zahlreichen Studenten, auf deren Fragen er gewissenhaft und kompetent antwortet, ausgewiesener Autor zahlreicher Sachbücher, der als solcher tonnenweise („tons of e-mails“, S. 94) empfängt (apropos, wie wiegt man eigentlich Emails?). Ein Bibelwissenschaftler und Theologe, wie er im Buche steht – durchdrungen von seiner Materie, wozu gehört, dass die Bibel von ihm täglich im griechischen oder hebräischen Original gelesen wird; der seit über 35 Jahren studiert und lehrt und „I don't plan to stop any time soon“(S. 36). Ja, warum auch? Will ihn denn jemand daran hindern? Die Mythizisten etwa?!

Und doch kein Apologet! Ehrman will als reiner Historiker verstanden werden, der sich ausschließlich für historische Evidenzen interessiert. „Ich bin kein Christ und habe kein Interesse daran, eine christliche Sache oder Agenda zu vertreten. Ich bin Agnostiker mit atheistischen Neigungen und mein Leben und meine Ansichten wären ungefähr dieselben ob Jesus nun existiert oder nicht... Die Antwort auf die Frage nach der historischen Existenz Jesu macht mich weder weniger glücklich noch unglücklich, zufrieden, hoffnungsvoll, sympathisch, reich, berühmt oder unsterblich“ (S. 5).

Mit diesen Worten meint Ehrman allen Verdächtigungen, es könne wieder einmal, wie so oft, bei der Beantwortung der Frage „Did Jesus exist?“ Befangenheit im Spiele sein, einen Riegel vorgeschoben zu haben. Nein, dieser Mann ist nicht nur kompetent, nicht auf Sensationen oder schnöden Mammon aus, wie die meisten Bücher schreibenden Leugner des historischen Jesus, sondern völlig

unvoreingenommen, ein selbstloser Kämpfer für die historische Wahrheit. Von diesem Standpunkt aus soll das Buch, soll die dem Leser wie mit Hammerschlägen eingebläute, suggestiv wiederholte These „Jesus certainly/actually/really lived!“ verstanden werden[1]. “From a dispassionate point of view, there was a Jesus of Nazareth” (S. 7)

Aber halt! Gab es da nicht erst vor kurzem ein Interview in dem Ehrman postulierte, dass: “Jesus’ teachings of love, and mercy and forgiveness, I think, really should dominate our lives, on the personal level, I agree with many of the ethical teachings of Jesus and I try to model my life on them, even though I don't agree with the apocalyptic framework in which they were put.”[2]

Doch sei's drum, wir wollen es Ehrman vorerst abnehmen, dass er vorurteilslos an die Sache herangeht, auch wenn der Ton, den er in seinem Buch und in vorangegangenen Interviews gegen die Mythizisten, die er mit Holocaustleugnern vergleicht (S. 5), anschlägt, für akademische Verhältnisse etwas zu gereizt und ungehobelt klingt. Der Vorsatz, die Frage nach der Existenz des Mannes aus Nazareth vorurteilslos zu prüfen, verdient in jedem Fall Respekt. Der Respekt vor der Meinung des anderen und gute akademische Manieren sollten allerdings auch gebieten, der Gegenseite den guten Willen bei der Suche nach der historischen Wahrheit nicht abzusprechen. Was letztlich zählt, sind ohnehin nicht nur die guten Absichten oder der jeweilige weltanschauliche Hintergrund, sondern die besseren historischen Argumente.

Richtig ist natürlich, dass es auch unter den Veröffentlichungen der „Christ-myther“ zum Teil recht große Qualitätsunterschiede gibt. Dass die Argumente, mit denen beispielsweise Acharya S. D. M. Murdock ihre Thesen in Büchern wie „The Christ Conspiracy: The Greatest Story Ever Sold“ (!) usw. vertritt, einen professionellen Bibelwissenschaftler nicht immer zu überzeugen vermögen, ist klar. Auch die Jesus-Mysteries des Autorenduos Freke-Gandy enthalten in historischer Hinsicht hoch problematische und zum Teil völlig überholte Thesen. Eine Reihe von Irrtümern und Schludrigkeiten in beiden Büchern ist nicht zu übersehen. Und doch wäre es natürlich völlig absurd, wenn man das Bild, das sich daraus ergibt, verallgemeinern und auf sämtliche „Mythizisten“ bzw. radikale Kritiker übertragen wollte. Nach dieser Methode könnte man Ehrman mit dem Verfasser des *Da Vinci Codes* in einen Topf werfen, da beide Autoren offenkundig von der historischen Existenz des Mannes aus Nazareth überzeugt sind. Mythizisten könnten nun behaupten, die These, es gebe keinen historischen Jesus, sei schon deswegen absurd, weil dessen Existenz fortwährend von Dan Brown und anderen Bestsellerautoren in ihren Büchern vorausgesetzt werde. Logik im Sinne von Ehrman...

Der von Ehrman auch in Interviews wiederholt erhobene Vorwurf gegen Timothy Freke und andere Mythizisten, sie würden die Existenz Jesu nur bestreiten, um Bücher zu verkaufen, ist unaufrichtig. Als Ehrenmann sollte Ehrman ihnen vielmehr dankbar dafür sein, dass ihre Bücher ihm Gelegenheit gaben, selber einen publikumswirksamen Bestseller, sogar mit eigenem Trailer (siehe seine Facebookseite), zu verkaufen. Ginge es ihm selber nur um die uneigennützigere Verbreitung seiner Ideen, könnte er sein Buch als pdf-Datei kostenlos auf seine Webseite stellen können.

Was die Behauptung betrifft, „Mythizisten“ besäßen im allgemeinen keinen theologischen oder sonstigen Doktor- bzw. entsprechenden Titel, der sie für die Arbeit legitimierte, so kennt und nennt Ehrman selber Ausnahmen, z.B. Robert M. Price, Richard Carrier oder Tom Harpur. Er hätte noch den von mir hochverehrten und leider allzu früh verstorbenen Darrell Doughty mit dazunehmen können. Mit Google's Hilfe und einem kleinen Blick über den Großen Teich wäre ihm vielleicht auch der Verfasser dieser Zeilen, der sich seit seiner Dissertation im Jahre 1992, dem *Gefälschten Paulus*, 1995, oder *Den Falschen Zeugen*, 2011, sowie in vielen Artikeln auf seiner Website und anderswo mit diesem Thema beschäftigte und eine radikalkritische Position vertritt, in den Sinn gekommen. Schlimmer aber ist, dass Ehrman auch die Vertreter der sogenannten Holländischen Radikalkritik, die er aus Albert Schweitzers Buch hätte kennen müssen, völlig ignoriert: promovierte Theologen, praktizierende Pfarrer, Hochschullehrer – und allermeist Bestreiter der Historizität Jesu. Der letzte von ihnen, G.A. van den Bergh van Eysinga, „Großmeister der radikalen Kritik“, verstarb 1957.

Nun gut, das ist auch schon eine Weile her. Und doch hätte ein Blick auf diese ehrenwerten Herren Professor Ehrman von seiner fixen Idee, Bestreiter des historischen Jesus, müssten *per definitionem* ungebildete Dilettanten und fanatische Atheisten sein, mit entsprechender Agenda und Schaum vor dem Mund, kurieren können. Der Recherchearbeit des amerikanischen Professors stellt das Ignorieren dieser radikalen Kritiker des Neuen Testaments kein gutes Zeugnis aus. Als professioneller Bibelwissenschaftler sollte Ehrman sich nicht zu lange mit leichten Gegnern wie Acharya oder Freke-Gandy abgeben, sondern – soviel Selbstvertrauen muss sein! – gegen ebenbürtige Sparringspartner zu kämpfen.

Offenbar möchte Ehrman schon aus der bloßen marginalen Existenz bzw. Nichtexistenz von Mythizisten an den bibelwissenschaftlichen/theologischen Fakultäten ableiten, dass ihre Theorien Unsinn seien. Aber seit wann wird die Frage nach der (historischen) Wahrheit durch Mehrheiten entschieden? Haben nicht alle neuen Theorien einmal klein angefangen und mussten sich oft gerade gegen erbitterten Widerstand und gegen akademischen Dünkel durchsetzen? Und ist die

Sache mit dem unhistorischen Jesus tatsächlich so abstrus, dass sie deswegen keine akademischen Lehrer findet, die sich ihrer erbarmen? Offensichtlich nicht, denn wie sollte sie sonst – nach Ehrmans eigener Aussage – immer mehr Menschen infizieren, so dass der Skeptizismus mehr und mehr zu einem Phänomen unserer Kultur zu werden droht? Liegt das Problem nicht vielmehr darin, dass Anwärtler für den theologischen Lehrstuhl – außer der wissenschaftlichen Qualifikation – auch heute noch gewisse theologische und weltanschauliche Grundvoraussetzungen und Vorbedingungen erfüllen müssen? Der Fall Lüdemann war, zumindest für deutsche Theologen, als eye-opener recht aufschlussreich. Auch aus der causa Mohammed Kalisch konnte man lernen. Vor diesem Hintergrund müssen Ehrmans Auslassungen entweder völlig gedankenlos oder zynisch erscheinen.

Doch wir wollen uns nach diesem Geplänkel, zu dem Ehrmans seltsame Fixierung auf läppisches Beiwerk, als da sind, Dokortitel und andere akademische Eitelkeiten, immer wieder verführt, der eigentlichen Sache, d.h. den Argumenten pro und contra, zuwenden. Es ist erstaunlich genug, dass Ehrman ca. 370 Seiten braucht, um eine These zu widerlegen, die nach seiner Ansicht wissenschaftlich absolut haltlos ist. Nach seinen Interviews und einleitenden Bemerkungen würde man erwarten, dass ein paar wenige Sätze oder psychiatrische Gutachten vollkommen ausgereicht hätten.

2. Plinius der Jüngere

Ehrman holt gewaltig aus, um uns die Quellen, die nach seiner Ansicht die Existenz eines historischen Jesus verlässlich bezeugen, vorzustellen. Mit Horaz zu reden: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.“ Bevor sich der Vorhang endlich öffnet und dem gespannten Blick des Lesers eine stattliche Anzahl von Jesuszeugen freigibt, gilt es, eine Reihe von Präliminarien und grundsätzlichen methodischen Überlegungen über sich ergehen zu lassen. Was wir in den einschlägigen Kapiteln über den Wert und Unwert von historischen Quellen erfahren, ist in der Tat informativ, wird allerdings all jenen, die in ihrem Leben einmal ein historisches Proseminar besucht haben, wenig Neues zu bieten haben. Wie dem auch sei, Ehrman vertritt gute und gesunde Grundsätze, z.B. dass multiple Bezeugungen das Herz des Historikers erfreuen oder dass „desinteressierte“ und unabhängige Quellen den Vorzug vor anderen verdienen usw. (S. 41) – man wünschte nur, dass auch er selber sie in den späteren Abschnitten gebührend berücksichtigte. In einem Abschnitt über Quellen, die wir nicht haben, räumt er zudem ein, dass wir von Jesus weder authentische Abbildungen noch selber verfasste Schriften noch Augenzeugenberichte besitzen (S. 49).

Das ist alles gut und richtig, könnte aber bei Bedarf, den Ehrman freilich nicht verspürt, noch weiter vertieft werden. Dies vor allem deswegen, um dem Leser das ganze Ausmaß der Schwierigkeiten zu verdeutlichen, in denen sich die Verteidiger der Historizität Jesu befinden, wenn sie sich auf äußere Zeugen berufen. So z.B. ist es korrekt, dass keine authentischen Jesusbildnisse überliefert sind. Weitaus interessanter aber ist, dass der Jesustypus auf den Bildnissen, die wir besitzen, aufs Haar den Bildnissen anderer spätantiker Heilande gleicht, so dass es Archäologen bis heute schwer fällt, Jesus z.B. von Attis oder Orpheus zu unterscheiden. Im Hinblick auf die Frage nach den möglichen Vorbildern für den christlichen Heiland dürfte dies keine unwichtige Beobachtung sein. Wie ich schon in meinem Buch „Falschen Zeugen. Außerchristliche Zeugnisse auf dem Prüfstand, 2011 (Alibri)“ zeigte, kommt noch hinzu, dass vom 1. bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts überhaupt kein archäologisches Zeugnis für die Existenz eines Christentums ausgemacht werden kann. Für Graydon F. Snyder tritt der christliche Glaube als kulturhistorisches Phänomen erst um 180 n.Chr. in den Blick des Archäologen. Auch der Hinweis auf römische Katakomben und Katakombenkunst, mit dem man früher gerne zu argumentieren pflegte, ist inzwischen nicht mehr möglich. Der Archäologe Larry W. Hurtado weist darauf hin, dass die ganze christliche Katakombenkunst, die früher noch zuversichtlich in das 2. Jahrhundert datiert wurde, vermutlich erst im dritten Jahrhundert entstand.“[3] Mutmaßungen über ein vermeintliches „Haus des Petrus“ beruhen auf windigen Spekulationen und haben nur insofern Bedeutung, als sie nicht unwesentlich zur Belebung und Förderung der Tourismusbranche im „Heiligen Land“ beitragen. [4]

Schade ist überdies, dass Ehrman bei der Frage nach den „Quellen, die wir nicht haben,“ viel zu wenig ins Detail geht. Beispielsweise fehlt ein Hinweis auf die sogenannte Remsburg-Liste, die jedem, der ein wenig näher in die Position der Mythizisten eindringen möchte, eindrucksvoll belegen kann, wie die Unkenntnis über den Mann aus Nazareth und die christliche Gemeinde bis tief in das 2. Jahrhundert reichte. Auch wenn dagegen eingewandt werden kann, dass die antiken Quellen auch über viele andere Personen schweigen, macht es einen Unterschied, über wen sie schweigen. Ist doch die Wirkung, die Jesus während seiner kurzen Tätigkeit in Galiläa und Jerusalem entfaltete, nach Aussage der Evangelien so überwältigend gewesen, dass auch nichtchristliche Zeitgenossen, die religiös aufgeschlossen waren, wie z.B. Philo oder Plutarch, sie schwerlich übersehen konnten. Fortwährend ist von der „großen Volksmenge“ die Rede, die Jesus während seiner Tätigkeit begleitet und Zeuge seiner Wunder und Heilungen ist, deren Ruhm im ganzen galiläischen Land (Mk 1:28) und darüber hinaus erscholl (Mt 4:24). Der Neutestamentler Theissen rechnet mit „Wundergeschichten ... außerhalb der Jesusanhänger“ und mit „volkstümlicher

Verschiebung und Anreicherung“ der Wundergeschichten, geht also davon aus, dass sich eine spezielle Tradition der Jesusüberlieferung in der Bevölkerung gebildet hatte. Sollte sich davon – abseits der christlichen Überlieferung – so gar nichts erhalten haben?

Ehrman meint nun allerdings, so dürfe man nicht fragen. Bevor gefragt werden könne, ob Jesus Wunder getan habe, müsse „entschieden“ werden, ob er überhaupt existiert habe (S. 43).

Doch wie lässt sich diese Frage überhaupt „entscheiden“? Aufgrund welcher Kriterien? Das Problem besteht doch darin, dass Jesus in durchweg allen antiken Zeugnisse zugleich als göttlichen Wundertäter oder als ein (halb-) göttliches Wesen dargestellt wird. Das gilt – mit einer Ausnahme (Tacitus) – auch von den wenigen nichtchristlichen Zeugnissen.

Im Übrigen kommt alles darauf an, was man unter „Wunder“ versteht. Bei jenen „Wundern“, denen Jesus nach christlichen Quellen seinen Ruhm verdankt und die ganze Völkerschaften dazu veranlasst haben sollen, ihn aufzusuchen, handelt es sich in erster Linie um Heilungswunder bzw. Krankenheilungen. Auch wenn wir nicht wissen, wie die zustande gekommen sind, brauchen wir die Existenz eines solchen Phänomens sowenig wie die von antiken Wunderheilern in Frage zu stellen. Auch Ehrman selber tut dies nicht; z.B. stellt er auf S. 269 fest, Jesus sei der Ruf vorausgegangen, Kranke heilen und Dämonen austreiben zu können. Sollte da nicht die Frage erlaubt sein, warum dem Urheber solcher Aufsehen erregenden Heilungen von heidnischen Autoren keine Aufmerksamkeit zuteil wurde? Die Frage ist nicht falsch gestellt, sondern Ehrman offensichtlich nur unbequem. Deswegen bedient sich der pfiffige Professor eines verbreiteten Wissenschaftstricks: Wer Fragen nicht beantworten kann, erklärt sie für methodisch illegitim.

Zum Schluss weist Ehrman auch noch auf Justus von Tiberias, der bei ihm allerdings „Justin of Tiberius“ (S. 49) heißt, einen in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts lebenden und wirkenden jüdischen Historiker, der wie Josephus eine Geschichte des jüdischen Volkes im ersten nachchristlichen Jahrhundert verfasste. Ehrman erwähnt, dass dessen Bücher „nicht überlebt“ hätten. Ob damit auf die Arbeit späterer christlicher Zensoren und Bücherverbrenner Bezug genommen wird, lässt er offen. Er versäumt es allerdings, auf den entscheidenden Punkt einzugehen. Obwohl die Schriften des Historikers aus der unmittelbaren Nachbarschaft des vermeintlichen Wohnortes Jesu tatsächlich verloren gegangen sind, wissen wir aus einem Referat des christlichen Patriarchen Photius aus Konstantinopel (9. Jahrhundert) zumindest, was nicht darin stand: „Er erwähnt weder die Ankunft Christi, noch seine Taten, noch die von ihm vollbrachten

Wunder.“ Diese Nachricht scheint uns nicht ganz unwichtig, Dass Ehrman sie uns vorenthält, will ein wenig manipulativ erscheinen. Denn in der Tat sollte es die Befürworter Existenz eines historischen Jesus nicht ganz leicht sein zu erklären, warum ein aus Galiläa stammender jüdischer Historiker des 1. Jahrhunderts in seinen Schriften vergaß, des berühmten Mannes aus der Nachbarstadt zu gedenken.

Die Zahl der nichtchristlichen Zeugen, die nach Ehrman Jesu die Existenz Jesu beweisen sollen, ist sehr klein. Üblicherweise führen die Neutestamentler an dieser Stelle einen Kanon von sechs Texten an:

1. das zweifache Zeugnis des jüdischen Historikers Flavius Josephus (Ant 20,200 und Ant 18,63-64, sog. Testimonium Flavianum),
2. das Zeugnis des römischen Historikers Tacitus über den Brand von Rom und die neronische Christenverfolgung (Ann 15,44;),
3. den Bericht des römischen Statthalters Plinius d.J. in einem Brief an den Kaiser Trajan und dessen Antwort (ep 10,96-97;),
4. zwei Stellen aus dem Werk des römischen Geschichtsschreibers Sueton (Suet. Claud. 25,4; Suet. Nero 16,2),
5. einen erst neuerlich ins Spiel gebrachten Brief des Syrers Mara bar Serapion an seinen Sohn Serapion, der irgendwann nach 72 n. geschrieben sein soll,
6. und eine ominöse Passage aus dem verloren gegangenen und nur bei Julius Africanus und Georgius Synkellos in Auszügen erhaltenen Geschichtswerk des Thallus (nach 50 n.Chr.).

Bei Ehrman reduziert sich die ohnehin sehr geringe Anzahl noch weiter auf die vier Zeugen Josephus, Tacitus, Plinius und Sueton, wobei aber nur Josephus und Tacitus und evt. Plinius Bedeutung zukommen soll. Diese bei Ehrman nicht weiter diskutierte Entscheidung ist sehr weise, da mit den ausgeschlossenen beiden Gewährsmännern wegen ihrer fragwürdigen Datierung ohnehin nicht viel Staat zu machen ist.

Wer nun geglaubt hatte, Ehrman würde in das Gespräch mit den radikalen Bestreitern eines historischen Jesus einsteigen und die handschriftliche Überlieferung, Herkunft und früheste Bezeugung seiner vier Quellen ausführlich diskutieren oder gar durch neue Gesichtspunkte glänzen, sieht sich enttäuscht. Seine Ausführungen wiederholen lediglich, was man ohnehin schon seit Jahrzehnten wusste und enthalten nichts, was von den radikalen Jesusleugnern seit Arthur Drews nicht schon seit langem bedacht oder widerlegt worden wäre. Die Echtheit der Quellen wird lautstark behauptet, aber nicht bewiesen. Was bleibt ist,

wie zumindest das Zeugnis des Josephus und Tacitus zeigen soll, dass Jesus gelebt hat und vom römischen Statthalter Judäas exekutiert wurde. „That, at least, is a start.“ (S. 56)

Freilich könnte es sich dabei auch um einen grandiosen Fehlstart handeln, besteht doch die Möglichkeit, dass die vier Gäule, die Ehrman vor seinen Triumphwagen gespannt hat, schon bei der nächsten Wegsteigung schlapp machen. Ehrman hat versäumt, seine Zeugen auf Herz und Nieren zu prüfen.

Da ist zum Beispiel der sogenannte Christenbrief des jüngeren Plinius, der zu Beginn des ersten Jahrzehnts des 2. Jh. n. Chr. entstanden sein soll und von dem Ehrman behauptet, dass es sich dabei um einen völlig unabhängigen Beleg für die historische Existenz Jesu handele (S. 52). Der mit diesem Brief und dem Antwortschreiben des Kaisers Trajan zusammenhängende Fragenkreis wird nicht einmal annähernd berührt. Ehrman spricht fälschlicherweise vom Brief „number ten“ – d.h. scheint noch nicht einmal zu wissen, dass es sich um Brief Nr. 96 im 10. Buch der Pliniuskorrespondenz handelt. Um nur einige der Probleme und Fragen, die ich ausführlich in meinem Buch „Falsche Zeugen“ erörtere, anzuschneiden:

Warum schreibt der Statthalter überhaupt eine Anfrage an den Kaiser bezüglich der Vorgehensweise gegen die Christen? Hat sich Ehrman gefragt, warum ein mit allen Wassern gewaschener Jurist wie Plinius eines solchen kaiserlichen Nachhilfeunterrichts bedurfte? Immerhin ist zu bedenken, dass wir es nicht mit einem Anfänger, sondern mit einem erfahrenen Verwaltungsbeamten zu tun haben. Der Jurist Plinius war zeitweise sogar Mitglied des kaiserlichen Kabinetts, stand also an der höchsten Spitze des römischen Staates! Wie kann es sein, dass er gleichwohl nicht wusste, unter welche Anklage die Christen zu stellen seien und welche Strafen für sie bestimmt waren? Zumal er an anderer Stelle stolz von sich behauptet: „Häufig habe ich vor Gericht gesprochen, häufig war ich selbst Richter, häufig nahm ich an Beratungen teil“ (ep 1,20). Der unbefangene Leser hat eher den Eindruck die „Karikatur eines Beamten“ vor sich zu haben, „der unfähig ist, selbständig Entscheidungen zu treffen“ (F. F. Bruce). Der Philologe Ludwig Schaedel hat angesichts dessen einst die berechtigte Frage gestellt: „Wie kann man es sich doch vorstellen, dass es dem Statthalter von Bithynien erlaubt gewesen sei, sich dem Throne ... mit Fragen zu nähern, die seine völlige Untauglichkeit zu einem höheren Verwaltungsposten dargetan hätten?“

Torheiten und Irrtümer auch in den anderen Briefen des Briefwechsels: In Brief 75 mutet der zerstreute Statthalter dem Kaiser zu, über die Verwendung einer Erbschaft zu entscheiden, ohne die Höhe des Erbes anzugeben! Noch sonderbarer ist nur, dass der Kaiser sich in seinem Antwortbrief, ep 76, auch nicht danach

erkündigt! – Warum muss sich der Jurist Plinius von „erfahrenen Leuten“ darauf aufmerksam machen lassen, dass seinem Masseur, dem Ägypter Harpocras, vor der Verleihung der römischen Vollbürgerschaft erst das alexandrinische Bürgerrecht verliehen werden müsse (ep 10,6)?

Doch zurück zum „Christenbrief“: Welcher Art waren die Untersuchungen, von denen Plinius gehört hatte, wer hat den Vorsitz geführt und wo haben sie stattgefunden? In Bithynien doch wohl nicht, denn sonst wäre die gänzliche Unwissenheit des Statthalters über den Prozessverlauf nur schwer zu erklären.

Und warum reagiert Plinius so spät? Warum geht er, wenn die Situation aufgrund der großen Anzahl von Christen so schwierig geworden ist, wie er behauptet, nicht bereits in den früheren Briefen, d.h. gleich nach Antritt seiner Statthalterschaft, auf das Problem ein? Oder hat der Statthalter bei Amtsantritt vor einem Jahr noch nichts davon gemerkt? Sehr unwahrscheinlich. Angesichts der Dimension des Problems hätte es Anlass für einen regen Austausch zwischen Rom und Bithynien sein können, stattdessen wird das Thema in dem gesamten Briefwechsel insgesamt nur ein einziges Mal angesprochen. Von seinem *ius referendi* macht Plinius erst Gebrauch, als die größte Gefahr bereits vorbei ist. Die Tendenz ist rückläufig. Der Erfolg ist groß. Aber warum dann überhaupt noch ein Brief? Und eine Erfolgsmeldung hätte anders formuliert werden müssen.

Warum hat sich Plinius nicht zuvor mit seinem Vorgänger im Amt, dem befreundeten Maximus Quaestor, an den er ep 8, 24 richtet, über das Problem ausgetauscht? Wie kann es angehen, dass das Christentum im Bithynien bereits um 112 so verbreitet war, dass die heidnischen Tempel nicht mehr besucht wurden? Nach dem in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts entstandenen ersten Petrusbrief lebten hier die „Fremdlinge in der Zerstreung“ (1 Petr 1:1).

Seit wann konnten Christen dazu genötigt werden, außer dem Kaiseropfer auch Christus zu verfluchen? Die *maledictio* ist jüdische Sitte (Iust. Dial. C. Tryph. 93,4; 108,3) – hier aber geht es um ein römisches Rechtsverfahren. Eine derartige Maßnahme ist im römischen Recht ganz unbekannt und überhaupt mit dem Geist der römischen Rechtssprechungen unvereinbar.

Der Gesang der Christen, die „Christo quasi deo dicere secum invicem“ kann wegen des *secum invicem* strenggenommen nur als Wechselgesang verstanden werden.[5] Das Problem: Ein antiphonischer Gesang ist zu so früher Zeit noch gar nicht belegt.

Das eigentliche Problem der Entstehung der Sammlung ist, dass die Briefe nicht mehr selber von Plinius herausgegeben werden konnten, da er im Jahre 113 verstarb. Wer hat sie dann veröffentlicht? Durfte ein vertraulicher Briefwechsel

zwischen Kaiser und Statthalter überhaupt ohne kaiserliches Imprimatur öffentlich gemacht werden? Wo bleibt der entsprechende Hinweis?

Wie steht es überhaupt mit der Echtheit des 10. Buches der Korrespondenz zwischen Plinius und Trajan? Die gesamte Korrespondenz zwischen Plinius und dem Kaiser enthält 124 Briefe. Davon sollen sich nur die letzten 109 Briefe auf die Korrespondenz in Bithynien beziehen; 61 von ihnen stammen von Plinius, 48 von Trajan. Die Zeit der Statthalterschaft des Plinius in Bithynien dauerte aufgrund seines frühen Todes ungefähr 18 Monate. Viele Briefe in so kurzer Zeit! Immerhin ist zu bedenken, dass die Briefbeförderungsbedingungen nicht den heutigen entsprachen und dass der Statthalter auf Antworten des ca. 2000 km entfernt in Rom lebenden Kaisers sicherlich mehrere Wochen warten musste. Viele Briefe tragen im Hinblick auf ihre Länge eher den Charakter knapper Telegramme. Es fällt schwer, in ihnen Briefe zu sehen, die, zumal angesichts des zum Teil völlig bedeutungslosen Inhalts, über Tage und Wochen mühevoll zu Lande und zur See befördert wurden.

Im Brief 100 spricht Plinius von den „in den vorigen Jahren abgelegten Gelübden“ (*vota, domine, priorum annorum nuncupata*), die er mit den Dienstkameraden und Bewohnern der Provinz für den Kaiser abgelegt haben will. Merkwürdig, Plinius ist doch zu diesem Zeitpunkt erst ein Jahr in Bithynien?

Diese und viele andere Probleme klären sich möglicherweise bei der Untersuchung der Frage nach der äußeren Bezeugung des 10. Buches der Korrespondenz, die von Ehrman natürlich ebenso wenig beachtet, um nicht zu sagen: völlig ignoriert wird. Ohne weiter in die Details zu gehen, die in den „Falschen Zeugen“ ausführlich behandelt werden, nur soviel: Die Briefsammlung scheint erstmals durch die Entdeckung des Mönchs, Theologen, Antiquars und Architekten Fra Giocondo (um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert) an das Licht der Öffentlichkeit gelangt zu sein. Ihre Echtheit war von Anfang an umstritten! Die Anspielungen, die sich nach Tertullian in der Kirchenväterliteratur finden, gehen in Wahrheit allesamt auf einen Abschnitt bei Tertullian zurück. Bei der Textstelle in dessen Apologie handelt es sich nicht um eine Bezugnahme auf den Pliniusbrief, wie häufig angenommen wird, sondern vermutlich – wie so oft – um eine phantasievolle Erfindung des Kirchenvaters. Der kennt bekanntlich ja eine Reihe anderer fragwürdiger Dokumente. So behauptete er beispielsweise, dass Pilatus, der „selbst schon in seinem Innersten ein Christ, dem damaligen Kaiser Tiberius über Christus gemeldet“ habe. Mit der von Tertullian erwähnten Schrift sind vermutlich die *Acta Pilati* gemeint, deren Existenz aber umstritten ist und die, wenn sie existiert haben sollten, sicherlich nicht authentisch waren. Auch der „Christenbrief“ des Tertullian war, wenn er existiert haben sollte, ein ebensolches phantasievolles Apokryphon.

Mit anderen Worten: Offenbar diente der Text Tertullians im Apologeticum dem späteren Fälscher (Fra Giocondo?) als Aufhänger und Anregung für die Abfassung des sogenannten „Christenbriefs“. Der Verdacht lässt sich durch einen näheren Vergleich des Pliniustextes mit der Stelle in Tertullians Apologeticum weiter erhärten.

Wer sich auch nur ein wenig näher mit den Problemen der Christenbriefe des Plinius befasst hat, ahnt, dass Ehrmans zur Schau getragene große Selbstsicherheit offenbar schlicht auf Unkenntnis der Probleme beruht! Wer keine Probleme kennt, für den ist die Welt in Ordnung! Es sei ihm gegönnt – nur sollte er nicht Kritiker verunglimpfen, die sich ein wenig mehr damit auseinandergesetzt haben als er.

3. Tacitus und Josephus

Die Informationen, die wir von Ehrman über Tacitus und das von ihm hochgeschätzte Testimonium Taciteum auf 2 (zwei !) Buchseiten bekommen, reichen nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Über den Inhalt und den geschichtlichen Hintergrund dieses Zeugnisses werden wir nur knapp, über die Probleme fast gar nicht unterrichtet. Ehrman spricht von dem römischen Historiker Tacitus und seinen „famous Annals of Imperial Rome in 115 CE“ (S. 54) und jener Stelle, die vom Brand Roms und der anschließenden Verfolgung der Christen durch den Kaiser Nero berichtet. Nach Ehrman soll Tacitus Nero für den Brandstifter gehalten haben, was jedoch nicht zutrifft. Wenn Ehrman sich gründlicher mit dem Text befasst hätte, wäre ihm aufgefallen, dass Tacitus zwar ein Interesse Neros am Rombrand unterstellt, aber die Schuldfrage letztlich in der Schwebe lässt – anders als Sueton, auf den sich Ehrman vermutlich bezieht. In jedem Fall kommt es zu massenhaften Hinrichtungen von Christen, die hier „Chrestiani“ heißen, die teils wilden Tieren vorgeworfen, teils verbrannt werden, um den kaiserlichen Park des Nachts zu illuminieren. In diesem Zusammenhang ist nun auch vom Urheber dieses Namens die Rede, von Christus (der „Chrestus“, den die Lupe auf dem Titelbild dieser Webseite zeigt), der „während der Regierung des Tiberius durch den Procurator Pontius Pilatus mit dem Tode bestraft“ wurde; für den Augenblick unterdrückt, sei der „verderbliche Aberglaube erneut hervorgebrochen, nicht nur in Judäa, dem Ursprungslande des Übels, sondern auch in der Hauptstadt, wo von überall her, was immer es Grässliches und Widerwärtiges gibt, zusammenfließt und praktiziert wird.“

Ehrman sieht darin ein Zeugnis für die Historizität Jesu, auch wenn er einräumt, dass der Text nicht von Jesus, sondern von Christus spricht und dass er auf christlichen Quellen beruht. Darüber hinaus deutet Ehrman an, dass einige Mythizisten damit argumentieren, dass das Testimonium Taciteum nicht von

Tacitus verfasst, sondern interpoliert sei „by Christians, who copied them“ (S. 55). Die Argumente, die sie dafür anführen, behält er aber leider für sich – wenn er sie denn überhaupt kennt. Ehrman sieht darin lediglich einen Trick, alles für spätere Fälschung zu erklären, was nicht in den Kram passt.

Wie auch immer, die radikalen Kritiker, die von Interpolation sprechen, werden dafür gewiss Gründe angeführt haben, welche sind das?

Da Ehrman beharrlich schweigt, wollen wir einige davon nennen. Sie ergeben sich aufgrund einer (literarkritischen) Betrachtung des Kontextes, in den die Tacitusstelle eingebettet ist. Im 42.-43. Kapitel ging es um Neros rege Bautätigkeit. Nach dem Brand von Rom nutzt der Imperator die Situation zunächst, um neue Parks und Gärten anzulegen, sodann um Häuser und Wohnungen nach neuer großzügigerer Bauart zu errichten. Kap. 45 setzt nach dem Abschnitt über die Christenverfolgung dieses Thema mit einem einleitenden „interea“ (indessen) wieder fort. Nun wird hervorgehoben, dass das Geld für die Bauvorhaben in erster Linie aus den Provinzen kam und dass selbst einige Tempel in Rom ihres Goldes beraubt wurden, um die Projekte des Kaisers zu finanzieren.

Der überlieferte Text bietet somit eine überaus seltsame Gedankenfolge: Nero lässt die Christen verbrennen, das Volk hat Mitleid mit ihnen – „inzwischen“ (interea) wird das Römische Reich geplündert. Dass ein solcher unsinniger Gedankengang keineswegs in der Absicht des Erzählers gelegen haben kann, ist offensichtlich. Zwischen Kap. 44. und 45. existiert kein Anknüpfungspunkt, auf den sich das „interea“ beziehen könnte. Es kann, wenn es einen sinnvollen Zusammenhang herstellen soll, inhaltlich nur an Kap. 43., nicht aber an 44. anknüpfen: In Rom wird gebaut – inzwischen wird dafür das Reich geplündert! die literarkritische Analyse spricht also dafür, dass die Stelle ohne Rücksicht auf den Kontext eingeschoben wurde. Das Argument muss Ehrman nicht überzeugen. Aber er sollte es wenigstens kennen, um sich damit auseinanderzusetzen.

Weiter ließen sich auch noch eine Reihe inhaltlicher Probleme anführen, die es schwer machen, das Testimonium Taciteum für einen authentischen Text aus der Feder des römischen Historikers zu halten. Dass es sich bei den Christen in Rom im Jahre 64 bereits um eine „gewaltige Menschenmenge“ gehandelt haben soll, lässt sich selbst aus christlichen Quellen nicht belegen. Origenes spricht von den Märtyrern als einer „kleinen Schar, die leicht zu zählen ist“ (Orig Cels 3,8). Dass Hass auf das Menschengeschlecht (odium humani generis) genügt haben soll, Menschen mit dem Tode zu bestrafen, ist mit Römischem Recht schwer zu vereinbaren und wurde oft und erst neuerdings wieder in Frage gestellt..

Hinzu kommt die mangelnde äußere Bezeugung: Bis hin zu dem im 5. Jahrhundert schreibenden Mönch Sulpicius Severus wird das Zeugnis von keinem der Kirchenväter erwähnt – was sehr verwunderlich ist, da ihnen die Stelle bei Tacitus angesichts der ungeheuerlichen Ereignisse, die darin berichtet werden, kaum entgangen sein kann. Man sollte über derartige Seltsamkeiten nicht im Eiltempo hinweggehen, wie Ehrman dies tut. Aber auch Sulpicius Severus kann nicht ohne weiteres als Textzeuge betrachtet werden. Zwar enthält der Abschnitt über den Rombrand in seiner *Historia Sacra* eine Reihe von wörtlichen Übereinstimmungen – doch lautet die Frage: Ist Tacitus tatsächlich die von Sulpicius Severus benutzte Quelle – oder aber verhält es sich möglicherweise umgekehrt? Will sagen: Ist der als Tacitustext betrachtete Abschnitt möglicherweise eine Interpolation, die auf Sulpicius Severus zurückgeht? Ein eingehender Vergleich der beiden Stellen, der in meinem schon erwähnten Buch ausgeführt wird, könnte dies belegen. Ein Indiz dafür könnte unter anderem die bei Tacitus einmalige Wortfolge *humanum genus* statt *genus humanum* sein. Denn auch Sulpicius schreibt stets *humanum genus*, aber nie *genus humanum*!

Wie auch immer, wer über das *Testimonium Taciteum* ein wissenschaftlich verantwortetes Urteil fällen will, kann an diesen und vielen anderen Problemen, die ich in meinem Buch behandle, nicht achtlos vorbeigehen, wie Ehrman dies tut. Da Ehrman, wie wir wissen in vielen Sprachen unterwegs ist, hätte er sich darüber auch aus meinem Buch, das ein halbes Jahr vor seinem erschienen ist, informieren können. Vielleicht sollte er sich auch einige seiner „graduate students“, die ihm nach Informationen von Robert M. Price, das Material für sein Buch beschafften, etwas genauer ansehen und auf ihre wissenschaftliche Eignung prüfen.

Noch enttäuschender als sein Tacitus-Abschnitt sind Ehrmans Auslassungen über die beiden Josephus-Stellen, die seit je als Zeugnis für die Historizität Jesu angeführt werden. Nicht nur, dass Ehrman wieder einmal nichts Neues zu bieten hat, schlimmer noch, dass er es versäumt, sich auf eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit jenen einzulassen, die etwas Neues zu bieten hätten: wie z.B. sein ehemaliger Student Ken Olson, der 1999 einige aufregende Thesen zum *Testimonium Flavianum* veröffentlichte. Aber der Reihe nach.

Ehrman beginnt mit Ant 20,200-203 (= 20.9.1), d.h. mit dem Abschnitt über die Hinrichtung eines Mannes namens Jakobus, der als „der Bruder des Jesus, des sogenannten Christus“ bezeichnet wird. Ehrman zögert nicht, ihn aufgrund dessen mit dem Herrenbruder Jakobus zu identifizieren. Mit Bezug auf Jesus heißt das für Ehrman „Wir lernen zwei Dinge über ihn: Er hatte einen Bruder namens Jakobus und einige Leute hielten ihn für den Messias“ (59). Ehrman kennt allerdings auch Mythizisten, also radikale Kritiker, die die Stelle für interpoliert halten, und kündigt

an, sich mit ihnen nach der Behandlung des Testimonium Flavianum auseinandersetzen. Nun, gut Ding will Weile haben, denkt der Leser, blättert weiter und freut sich auf die von Ehrman zu späterem Zeitpunkt angekündigte Auseinandersetzung. Doch am Ende des Abschnitts sieht er sich enttäuscht. Von einer Antwort Ehrmans keine Spur! Weder im entsprechenden Kapitel noch anderswo. In der Tat scheint der Autor sein angekündigtes Versprechen nach ein paar Seiten ganz vergessen zu haben. Wir lernen: Mit diesem Buch muss es der zerstreute Professor aber sehr eilig gehabt haben!

Tatsächlich wäre es außerordentlich seltsam, wenn Josephus, Jesus mal eben by the way als „sogenannten Christus“ bezeichnet hätte. Das liegt vor allem an den politischen Implikationen, die der Begriff „Christus“ gerade für Juden und gerade für Josephus hatte. Man wird Josephus nicht die Naivität unterstellen können, er habe nicht gewusst, welche Bewandnis es mit diesem Begriff (Christus = Messias) hatte: Dass dieser neben der religiösen eine eminent politische Dimension besaß – handelte es sich doch dabei um eben jenen Titel, wie ihn offenbar auch Messiasprätendenten wie z.B. Simon, Menahem und Johannes für sich beansprucht hatten, die, nach Josephus, die Verantwortung für den Untergang Israels trugen. In der Zeit nach dem Jüdischen Krieg, in der Josephus sein Werk verfasste, mochte der Titel „Christus“ am römischen Hof etwa denselben Klang gehabt haben wie – mutatis mutandis – der Begriff „Führer“ nach dem 2. Weltkrieg in den Ohren der Alliierten. Der einzige „Christus“, den Josephus hätte gelten lassen können, war der römische Kaiser Vespasian (Bell 6,313). Das scheint auch der Grund dafür zu sein, dass Josephus es selbst dort vermied, von „Christus“ zu sprechen, wo dies einen vernünftigen Sinn gemacht hätte, nämlich bei den eben erwähnten jüdischen Messiasprätendenten. Der jüdische Pensionär am römischen Hof wäre wohl allzu leicht in den Ruf politischer Unzuverlässigkeit geraten und hätte sich leicht dem Verdacht ausgesetzt, mit den ehemaligen jüdischen Freiheitskämpfern zu liebäugeln. Das Wort „Christus“ für Jesus wäre für ihn einem Bekenntnis zum jüdischen Untergrund gleichgekommen.

Ist es danach ganz unwahrscheinlich, dass Josephus kommentarlos von dem „so genannten Christus“ gesprochen haben soll, so lässt sich doch keineswegs ausschließen, dass die Wendung „Bruder des Jesus“ tatsächlich ursprünglich ist. Allerdings bezog sie sich offenbar zunächst noch keineswegs auf Jesus von Nazaret, sondern naheliegender Weise wohl nur auf eben jenen Jesus, den Sohn des Damnaeus, der am Ende des oben zitierten Abschnitts als Nachfolger des seines Amtes enthobenen jüngeren Hannas genannt wird:

„Agrippa aber entsetzte ihn infolge dieses Vorfalles schon nach dreimonatlicher Amtsführung seiner Würde und ernannte Jesus, den Sohn des Damnaeus, zum Hohenpriester“ (Ant 20,203).

Es scheint, dass ein späterer Christ im Jakobus des Josephus den Herrenbruder Jakobus wiederzuerkennen glaubte und einfach die Wendung „der Christus genannt wird“, hinzufügte. Dass das von Josephus berichtete Martyrium des Damnaeussohnes Jakobus mit dem des von Hegesipp mitgeteilten Martyriums des Herrenbruders identisch ist, beruht, wie ich in meinem Buch zeige, auf einer Augentäuschung. Wie dem späteren Fälscher des Jakobus-Ossuars genügte dem Interpolator sozusagen ein Federstrich, um aus einem sonst unbekanntem Jakobus den Herrenbruder zu machen.

Bei der Frage nach der Authentizität der anderen Josephusstelle, dem Testimonium Flavianum, schließt sich Ehrman erwartungsgemäß derjenigen Fraktion von Bibelwissenschaftlern an, die glaubt, bei Josephus habe ursprünglich eine Kurzform desselben gestanden. Die könnte nach J.P. Meier, dem Ehrman zu folgen scheint, so ausgesehen haben.

„Um diese Zeit lebte Jesus, ein weiser Mensch, wenn man ihn einen Menschen nennen darf. Er war nämlich der Vollbringer unglaublicher Taten, ein Lehrer von Menschen, die mit Freude die Wahrheit annehmen, und zog teils viele Juden und teils auch Griechen an sich. Er war der Christus. Und als ihn nach Hinweisen führender Männer von uns Pilatus zum Kreuz verurteilte, gaben diejenigen, die ihn zuerst geliebt hatten, nicht auf. Er erschien ihnen nämlich am dritten Tage wieder lebend, wie neben zehntausend anderen wunderbaren Dingen die göttlichen Propheten gesagt hatten. Und noch bis jetzt ist der nach ihm genannte Stamm der Christen nicht verschwunden.“

Wie doch der Glaube unter den Bibelwissenschaftlern immer noch Berge versetzen kann! Sind Ehrman und alle diejenigen, die Meier folgen, ernsthaft der Meinung, dass mit der von ihnen willkürlich rekonstruierten Kurzform die Probleme des TF, vor allem die Frage nach der fehlenden äußeren Bezeugung, gelöst sind? Bietet das TF nicht auch nach Abzug der christlichen Bekenntnisstellen immer noch ein geradezu strahlendes Bild vom Christentum bzw. dessen Begründer? Die christlichen Apologeten sollten keinen Anlass gehabt haben, sich auf das Bild des „weisen Manns“, „Vollbringers unglaublicher Taten“ und Lehrers der Wahrheit zu beziehen, um heidnische Verunglimpfungen ihres Lehrers abzuwehren? Das glaube, wer will.

Hinzu kommt, dass die drei von Meier gestrichenen Passagen so eng mit dem Kontext verflochten sind, dass sie gar nicht gestrichen werden können, ohne in dem

Text schmerzliche Verständnislücken zu hinterlassen. Darauf hat besonders Ken Olson hingewiesen:

Der Satz, Jesus sei „nämlich der Vollbringer unglaublicher Taten“ gewesen, ist nur dann sinnvoll, wenn die von Meier gestrichene, vorher im TF stehende Aussage, „wenn man ihn einen Menschen nennen darf“, kennt. Und wie soll erklärt werden, dass sich der „Stamm der Christen“ nach Christus nennt, wenn der Satz: „Er war der Christus“ fehlt? Wie soll man schließlich verstehen, warum „diejenigen, die ihn [Jesus] zuerst geliebt hatten, nicht aufgaben“, wenn man nicht weiß, dass der Grund dafür in der Auferstehung des am Kreuz Verurteilten liegt, von der im nächsten, ebenfalls von Meier gestrichenen Satz die Rede ist?

An Ehrman gerichtet, möchte man sagen: Es genügt nicht, seine Schüler persönlich zum kennen, man sollte dann und wann auch lesen, was sie geschrieben haben.

Es lohnt nicht, sich an dieser Stelle weiter mit dem vierten von Ehrman vorgebrachten Zeugnis des römischen Historikers Sueton auseinanderzusetzen, zumal Ehrman auch hier nichts Neues bringt und den Wert des Textes aus der Vita Claudii (25,4) selber nicht sehr hoch einzuschätzen scheint.

Dass Ehrman sich noch nicht einmal über die Munition im eigenen Waffenlager kundig gemacht hat, geht daraus hervor, dass er es versäumt auf die zweite Stelle in der Nero-Biographie (16,2) des Sueton Bezug zu nehmen, wonach der Kaiser „mit Todesstrafen ... gegen die Christen“ vorging , „eine Sekte, die sich einem neuen gemeingefährlichen Aberglauben ergeben hatte.“ Vielleicht auch gut so, denn auch diese Stelle ist nicht ursprünglich, wie ich in den „Falschen Zeugen“ gezeigt habe.

Man möge mir verzeihen, wenn ich es etwas drastisch und unfein, sozusagen in gutem alten Lutherdeutsch, formuliere: Ehrman hat noch nicht einmal hingerochen, wo die radikalen Kritiker vor ihm hingesch... haben.

[1] “Jesus did exist”, 2x, “Jesus existed”, S. 6., “he certainly lived”, S. 37, 2x, “certainly existed”, S. 173, “had a real historical existence”, S. 92, “was a real man ... a flesh-and blood-human being”, S. 117, “really did live”, S. 177, “he did live”, S. 185, vgl. S. 204, und schließlich der Schlusssatz: “Jesus did exist, whether we like it or not”, S. 339

[2] Bart D. Ehrman re: Did Jesus Exist on NPR's All Things Considered.

[3] Hurtado 2007, S. 2-3: „If it is dated correctly to about 200, the Aberkios inscription (found at Hierapolis) perhaps remains our oldest identifiable Christian inscription. Although one finds confident references to second-century catacombs and catacomb art in some older publications, it is now generally recognized among specialists that these as well should probably be dated to sometime in the third century.”

[4] Theißen, Merz 1997, S. 160f. Alles, was man darüber sagen kann, ist dass es sich dabei

möglicherweise um die von der spanischen Pilgerin Egeria irgendwann zwischen 381-384 n. Chr. besuchte Stätte handelt, die seit der konstantinischen Zeit als Haus des Petrus ausgegeben wurde. Alles andere ist Vermutung und gehört bestenfalls in einen Reiseführer, nicht aber in ein seriöses wissenschaftliches Werk.

[5] Vgl. Salzmann 1994, S. 140f.